

Zukunft zeigen. Die Volkshochschule Hesselberg plant mit der Entwicklungsgesellschaft der Region Hesselberg mbH eine Reihe von Seminarangeboten über Förderungsideen für die Region. Wer Interesse an einer Mitarbeit hat oder

auch nur auf dem Laufenden gehalten werden möchte, kann sich daher wenden an die Volkshochschule Hesselberg wenden (Tel.: 0 98 54 7 100).

Bernd Reuther,
Hesselberg

Therapie und Theologie im Widerstreit

Der liebe Gott auf der Couch

Die Religion kehrt zurück. Und wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wäre es das weltweite Interesse am Leiden und Sterben des Papstes, die Trauer um einen Kirchenführer und das Staunen um sein Leichenbegängnis gewesen.

In der psychoanalytischen Ausbildung spielen hingegen Religion nur eine geringe Rolle, wenn überhaupt, wurde bei der Nürnberger Tagung »Therapie und Theologie – Dimensionen heilenden Handelns« beklagt. Zumal der liebe oder, besser gesagt, der zu gestrenge Gott auf der Couch des Analytikers und Therapeuten oft eine enorme Rolle zu spielen scheint.

Gottesvergiftung – unter diesem Buchtitel hat der Freiburger Psychoanalytiker Tilman Moser die abgründigen, gefährlichen, ja mitunter krankmachenden Auswirkungen der Religion im allgemeinen und des Christentums im besonderen aufgelistet. Mittlerweile sind fast 30 Jahre seit Erscheinen seines Buchs ins Land gezogen und der pietistisch sozialisierte Moser ist milder geworden. Sein im letzten Jahr erschienen Buch trägt sogar den Titel »Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott«.

Darin werden zwar auch kirchenbedingte psychische Schäden aufgearbeitet, doch Moser kann auch Versöhnliches sehen. Schließlich halten ja auch klassische Freudianer nicht mehr für der Weisheit letzten Schluss, was Sigmund Freud über Religion als Zwangsneurose und eine reine Vaterprojektion aus Angst und Wunsch darstellt.

Mit Tilman Moser diskutierten der katholische Theologe sowie frühere Guardini-Lehrstuhl-Inhaber Eugen Biser und der evangelische Fundamentaltheologe Gunther Wenz. Wobei gerade die unterschiedlichen Positionen der beiden Theologen die überraschend hohe Zahl von Tagungsteilnehmern im Caritas-Prickheimer-Haus faszinierte.

Während Wenz nämlich die Meinung vertrat, dass Medizin und Psychologie einerseits und Religion andererseits ihre heilenden Aufgaben nur dann erfüllen können, wenn beide nicht vermischt, sondern theoretisch und praktisch klar unterschieden werden müssen, entwarf Biser sein Bild von therapeutischen Jesus. Denn im Unterschied zum Buddhismus sei das Christentum keine asketische, sondern eine therapeutische Religion. Nicht der Kreuzestod Christi, der von Wenz als zentrales Merkmal des Christentums gekennzeichnet wurde, sondern die heilmachende Aufstehung stehe im Mittelpunkt.

Biser: »Der bedingungslos liebende Gott kann nicht nur ein Gott des Heils, sondern muss auch Gott der Heilung sein.« So gesehen unterscheidet sich für ihn das Christentum wesentlich auch vom Judentum, das eine moralische Religion ist – während ein Mensch gewordener Gott die mystische Dimension des Christentums ausmache (»Das Innerste Gottes ist das Menschliche«).

Als krank machend stellte Biser die drei Grundängste des Menschen heraus. Die Gottesangst vor einem grausamen und strafenden Gott, einem Gott der Vernichtung und des Leids; zweitens die Angst vor dem Mitmenschen, dem man alles Böse zutraut, wobei dieses Misstrauen auch auf die eigene Person zurückfällt. Daraus erschließt sich, drittens, die Angst des Menschen vor sich selbst, vor seiner Schwachheit und Hilflosigkeit. Genau hier müsse eine therapeutische Religion einsetzen. »Denn«, so Biser, »Angst macht krank«.

Auf dieser Ebene konnte auch Wenz einstimmen, der zwar Theologie nicht mit Therapie vermengen wollte, aber zahlreiche Traditionsbezüge herstellte, die Gott oder Jesus mit einem Arzt vergleichen.

Raimund Kirch, stv. Chefredakteur
der »Nürnberger Zeitung«, Nürnberg

Aussprache

Die Gemeinde als Theologin zu: *Gemeindeaufbau im Diskurs in Nr. 3/2005*

Es ist verdienstvoll und anerkennenswert, dass ein so wichtiges Fach wie »Gemeindeaufbau« in der Ausbildung von Vikarinnen und Vikaren dem Leserkreis des KORRESPONDENZBLATTES vorgestellt wird. Dies umso mehr, als dieses Fach im PS Bayreuth offenbar in Abgrenzung zu anderen Konzepten und im Konflikt mit landeskirchlichen Entwicklungen und mit der Gemeindeakademie gestaltet wird (S.35). Der Focus, das Problem ist schnell ausgemacht: es sind die Leitbildentwicklungen, die in manchen Gemeinden durchgeführt worden sind. Folgt man der Darstellung, kommt aber dabei vor allem die Gefahr eines bloßen »Metaphern-Nebels« heraus und das Ganze erweist sich als »extrem aufwändiger und dazu theologisch überflüssiger Umweg«

Würde Hoffmann seiner eigenen Darstellung folgen, käme vielleicht auch etwas anderes heraus: »Es ist von unschätzbarem Wert, wenn sich eine Gemeinde und ihre Gruppen auf den Weg machen, um ihre eigene Situation und ihren Ist-Stand zu erkunden, Visionen für die Gemeinde zu entwickeln, Ziele zu fassen und konkrete Schritte zu deren Erreichung einzuleiten. Gerade im Verständigungsprozess unterwegs verwirklicht sich bereits etwas von Gemeinde im biblischen Sinn«
Das Gemeindebild, das in dieser Passage erscheint, ist das der versammelten Gemeinde, die sich auf der Basis der Verkündigung des Evangeliums und der Verwaltung der Sakramente (wie in CA VII von der ganzen Kirche gesprochen) über ihren Ort in der Welt klar zu werden bestrebt ist. Weil Gemeinde eben auch Gemeinde am Ort ist, deshalb

muß dieser Ort konkret werden. Dies – so zeigt Hoffmann – hat zur Ausbildung verschiedener Konzepte in den letzten 30 Jahren geführt – wie auch zu dem Versuch, konkrete Leitbilder zu entwickeln.

Es ist nun sehr reizvoll, einmal einen solchen Prozeß gedanklich nachzuvollziehen oder sich vorzustellen. Aus den von Hoffmann inkriminierten Beispielen für »Leitbilder« wähle ich dazu das Wort »Heimat«.

Vielleicht ist die Annahme nicht unberechtigt, dass eine Gemeinde in der katholischen Diaspora, Bevölkerungsanteil 5%, die sich dem Zustrom von Flüchtlingen nach dem II. Weltkrieg verdankt, in einem Leitbildprozeß auf dieses Bild kommt. Es sind darin eingegangen persönliche Biographien, Traumata der Vertreibung und Verlust der alten Heimat, aber auch Glaubensgeschichten, die neu einwurzeln wollten. Man hat hier Heimat gefunden, im vordergründigen Sinne von Wohnung und Arbeit, aber auch im Sinne von »Glaubensheimat«, für jetzt und folgende Generationen. Dieses Bild bedarf nun der Durcharbeitung, damit es auch »leitend« in der Zukunft werden kann. Dazu stehen biblische Bezüge bereit. Aber welche sind die wesentlichen? Die einsetzende Suchbewegung ist in der Tat zeitraubend – jedoch fruchtbar und bedeutet keineswegs einen Umweg, sondern eine zentrale theologische Tätigkeit der versammelten Gemeinde. Die Traditionen der Landverheißung in der Bibel und ihrer Wandlungen im Exil, die Erfahrungen von Fremdheit und Zugehörigkeit bis hin zum Heilandsruf Jesu – alles kann bedacht werden. Es könnte dazu kommen die breite Wortfeld-Basis (vgl. ThW) von »Oikodome« – einschließlich ihrer eschatologischen Konnotationen (Vielhauer) – wie auch das Umfeld von »polis« (profan und biblisch) bis hin zum eschatologischen Gedanken der »anapausis« oder Wiedergabe des Begriffs »politeuma« bei Luther durch »Heimat«. Hier kommt die Gemeinde zum Zug als Theologin. Die berufenen Ausleger der Schrift begleiten dieses Nachdenken, geben aber nicht vor. Hilfreich können sein Seitenblicke auf kulturgeschichtliche oder philosophische Kontexte (zB Herder und Bloch). Dann die Gegenwart: das immerwährende Problem der Migration und der Asylproblematik. Wird diese Gemeinde mit diesem ihrem Leitbild in diesem Umfeld eine konkrete Aufgabe erkennen? Hier wird zu bedenken sein der unbewusste Wider-

stand im Umgang mit Leitbildern. Man weiß zB aus Hessen, dass es dort Gemeinden gibt, seinerzeit aus zugewanderten Hugenotten neugegründet, die angesichts der Migrationsprobleme der ausgehenden 80er Jahre des 20. Jahrhunderts regelrecht Abschottungsverhaltensweisen entwickelt haben. Ebenso haben die evangelischen Diaspora-Gemeinden in Bayern tief verinnerlicht, wie sie als Protestanten bei der Einwanderung in Altbayern als Menschen zweiter Klasse, auf jeden Fall aber »fremdartig« angesehen wurden. Solche Erfahrungen führen nach 50 Jahren nicht sogleich in die Bereitschaft, nun ihrerseits Neuankömmlinge willkommen zu heißen. Arbeit am Leitbildprozeß ist also auch Arbeit am unbewussten Widerstand. Es nimmt daher nicht wunder, dass Hoffmann an missglückten Prozessen dieser Art Banalisierung, Säkularisierung und Lähmungserscheinungen (»Inhaltslehre« S. 37 Sp1 – sicher ein Druckfehler) wahrnimmt. Es sind die Symptome eines nicht zu Ende und auf Nachhaltigkeit ausgerichteten Prozesses. Das aber lässt sich heilen, sofern die Gemeinde in ihrem Stand als Subjekt dieses Prozesses bleibt und die schwierige Phase des Widerstandes überwindet. Diese Phase stellt alle immer wieder auf den Prüfstand, ob sie bereit und willens sind, einen ergebnisoffenen Prozeß zu führen. In dieser Phase ist die kompetente Begleitung besonders wichtig. Sie wird dazu ermutigen, an der eigentlichen Frage zu bleiben: was ist geistliche Heimat für mich, wie gewinne ich sie und wie gewähre ich sie – und was hindert mich daran?

Ein anderes, reales Beispiel aus dem Landkreis, in dem ich wohne. Diesmal ein ganz anderer Prozeß, in dem es um ein Leitbild geht, ohne dass der Begriff fällt. Eine Gemeinde will eine Kirche bauen. Zuerst setzt man sich ein Jahr lang hin und erarbeitet sich die »Ich-bin«- Worte Jesu aus dem Johannes-evangelium. Daraus entwickelt sich eine Konzeptionsdiskussion für den Kirchenraum und seine Außenanlage. Es gelingt einen Architekten zu finden, der sich auf diese zunächst durchaus wunderliche Vorgehensweise einlässt. Auch die kirchlichen Aufsichtsorgane müssen gewonnen werden. Deren Skepsis ist groß. Schließlich hat man ja doch schon viele Kirchen gebaut, die nie mit einer solchen biblischen Vorarbeit begonnen haben. Aber es gelingt der Gemeinde, auch diese Hürde zu nehmen. Die Kir-

che darf gebaut werden, nicht zuletzt, weil auch der Kostenrahmen eingehalten wird. Es wird eine »Christuskirche«. Die Einweihung der Kirche durch den Landesbischof wird ein großes Fest, aber es ist nicht der Schlusspunkt. Jedes Jahr dient seitdem der Tag der Kirchweihe dazu, Rechenschaft abzulegen, wie es zu dieser Kirche gekommen ist, wie sich das Leben darin dem Namen und dem Entstehungsprozeß gemäß entfaltet und wie die Aufgaben für das nächste Jahr aussehen sollen.

Wenn ein Leitbildprozeß – aus welchen Gründen auch immer – abgebrochen wird, entsteht die Gefahr, dass die Gemeinde aufhört Subjekt zu sein, weil jemand anderes die Führung übernimmt. In dem vorgestellten »auftragsorientierten Modell« (Druckfehler auf S. 38, Sp 3 »Model«) werden »Wesen und Auftrag« an die Gemeinde herangetragen. Da dieser Auftrag Anspruch auf Allgemeinheit erhebt, muß er zunächst einmal über die konkrete Gemeinde hinweggehen und von ihr als etwas Fremdes erlebt werden. In der »Theologischen Analyse« wird an den Leitfragen deutlich, dass die konkrete Gemeinde an dieses auftragsorientierte Modell angepasst wird (vgl die Verben »passen«, »ergänzen« »beurteilen« usw. – S. 39 Sp 1). Da unklar bleibt, wer eigentlich dann die Fragen stellt, wer das Gemeindebild verantwortet – die kirchenleitenden Organe wurden ja einleitend aus diesem Modell verabschiedet – sieht sich eine Gemeinde vor Ort auf diese Weise als Objekt einer Belehrung, was sie zu sein habe und was zu tun. Sie sieht aber nicht, wem sie dabei verantwortlich wäre. Das Subjekt der »kybernetischen Entscheidung« (4.3.3) in Hoffmanns Darstellung bleibt seltsam undeutlich.

Es kann natürlich nicht Aufgabe des vorgestellten Diskurses sein, eine umfassende Ekklesiologie zu liefern. Aber ein paar Konkretionen wären schon hilfreich. Sind es nun 3 oder 4 Grunddimensionen von Kirche? Warum kann gerade »leiturgia« hinzugefügt oder weggelassen werden? Die »Perspektiven und Schwerpunkte...« der ELKB aus dem Jahre 1998 sind da genauer. Was ist »Gestaltung des Reiches Gottes« oder gar »Schalom für die Welt?« Ist das deckungsgleich mit »Zeugnis und Dienst?« Oder geht es um die Bonhoeffer/Langesche »Kirche für andere?« Wenn schon ein auftragsorientiertes

Gemeindemodell entwickelt wird, muß auch die ekklesiologische Grundlage sichtbar werden. Im Rückgriff auf lutherisches Bekenntnis könnte auch eine gute Unterscheidung zwischen Einzelgemeinde und Gesamtkirche – und den übergreifenden Zusammenhang beider gewonnen werden. Wer die Gefahr ausgemacht hat, dass die »Oikodome« säkularisiert wird, sollte auch die andere Gefahr sehen, dass die Gemeinde für sein eigenes Kirchenbild instrumentalisiert wird. Es ist nicht auszuschließen, dass das in Bayreuth vorgestellte Modell unversehens in der Nähe des abgelehnten Konzepts von Schwarz/Schwarz landet, gerade dadurch, dass es ein fixiertes Gemeindemodell favorisiert. Für die Ausbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer in der zweiten Ausbildungsphase im künftig einzigen Predigerseminar in Bayern ergibt sich nach der Darstellung des Bayreuther Modells die Frage nach einem Konsens in theologischen Grundfragen in der ELKB. Das Bayreuther Modell hat den Konflikt angemeldet. Auf den Konsens dürfen wir gespannt sein.

*Franz Peschke, OKR i.R.,
Heroldsberg*

Abschied vom Allesoller

zu: *Liebe Leserin...*, in Nr.3/2005

Selten habe ich in so wenigen Zeilen eine so treffende Beschreibung der Situation des (Gemeinde)-pfarrdienstes gelesen wie in der Kolumne »Lieber Leser, liebe Leserin« in der Märzausgabe: hier die um der uns anvertrauten Menschen willen berechnete Forderung nach Professionalität, verbunden mit einer frühen Spezialisierung und Entwicklung der besonderen Gaben bei jungen KollegInnen mit dem daraus folgenden Trend zum Sonderdienst, dort die Unzufriedenheit derer, die sich als Generalisten betätigen und diese Chance so nicht haben. Manche Kolleginnen und Kollegen im Gemeindedienst flüchten sich deshalb in alle möglichen und unmöglichen persönlichen Steckenpferde, um ihre besonderen Gaben trotzdem im Gemeindedienst verwirklichen zu können. Das ist aber keine Lösung der grundsätzlichen Problematik.

Das Bild von den Landwirten, die keine Nachfolger finden, weil sie nach außen hin zuviel Freudlosigkeit und Belastetsein vermitteln, trifft den Nagel auf den Kopf.

Weniger zufriedenstellend als die Analyse ist freilich die nahegelegte Lösung nach dem Motto: »Schau nicht ständig auf die schwierigen Seiten, sondern nimm die schönen Seiten und Vorteile wahr, die das Gemeindepfarramt doch zweifellos auch bietet, dann geht es dir besser.«

Ich meine dagegen, ohne substantielle Veränderungen im Berufsbild und Be-

rufsfeld Gemeindedienst wird weder das von Martin Ost attestierte Klagen abnehmen noch wird sich eine neue Begeisterung junger Menschen für diesen Dienst entwickeln lassen. Hier ist die Personalführung unserer Kirche auf allen Ebenen gefordert, vor allem aber auf der Ebene, in der die entscheidenden Vorgaben getroffen werden – falls man derzeit überhaupt Interesse hat, den Gemeindedienst attraktiver zu machen. Zur Zeit werden die Lasten eher größer gemacht.

Ich sehe einen zweifachen Lösungsansatz zur Entlastung:

1. Unterschiede im PfarrerInnenbild zulassen;
2. ohne die Vielfalt des Gemeindedienstes grundsätzlich in Frage zu stellen: Mehr Individualität erlauben und Gaben gezielter einsetzen (dürfen).

Wer mir sagt, das ist doch alles schon möglich und zulässig, dem antworte ich: offenbar eben nicht in dem Maße, dass es von vielen Betroffenen als zufriedenstellend erlebt wird. Sonst würde ja die Beschreibung von Martin Ost nicht zutreffen. Sie trifft aber zu.

Es gibt Kolleginnen und Kollegen (ich bewundere sie), denen macht es wirklich Spaß, ein Trauergespräch zu führen, sich gleich darauf mit einer pubertierenden Schulklasse zu fetzen, sich anschließend mit einem schwierigen Sozialfall in der Gemeinde auseinander zu setzen und nach Lösungen zu suchen, dann in einem Gemeindegemeindekreis eine Andacht zu halten und schließlich abends noch eine Team- oder Gremiensitzung zu leiten oder eine Diskussionsveranstaltung zu moderieren. Es sind Kolleginnen und Kollegen, die in der Regel gut improvisieren können und denen man es von ihrer Persönlichkeit her auch nicht übel nimmt, wenn sie einmal nicht perfekt vorbereitet sind. Das derzeit gültige Pfarrerbild im Gemeindedienst geht von diesem Ideal aus: dem Pfarrer, der Pfarrerin als Alleskönner. Man muss sich dazu nur die einschlägigen Raster für unser Berufsfeld ansehen.

Es gibt aber auch Kolleginnen und Kollegen, und zu denen zähle ich mich selbst, denen leider ein gewisser Hang zum Perfektionismus zu eigen ist. Sie wollen das, was sie tun, um der ihnen anvertrauten Menschen willen gut und professionell tun. Sie leiden darunter, wenn sie in allen möglichen Arbeitsfeldern mehr oder weniger herumdile-

Beim Ehepaarkurs im Haus »Respiratio« sind noch Plätze frei!

Vom 30.Mai bis 10.Juni 2005 bietet das Haus »Respiratio« auf dem Schwanberg einen Kurs für Ehepaare an, bei dem noch Plätze frei sind. Kirchliche Mitarbeiter/innen und Pfarrer/innen mit ihren Partner/innen sind eingeladen, unter seelsorgerlich-therapeutischer Begleitung zwölf Tage lang Probleme des Alltags und der Beziehung miteinander in Ruhe zu betrachten und Lösungen zu suchen. Pfarrerin und Konzentrierte Bewegungstherapeutin Barbara Lempp und Pfarrer und Eheberater Otto Lempp leiten den Kurs. Das

Haus »Respiratio« ist landschaftlich schön gelegen. Während des Kurses ist genügend Zeit zum Ausruhen, Wandern und Erkunden der kulturell reizvollen Umgebung.

Wer mag, kann auch gerne an den Tagzeitgebeten der Schwestern der Communauté Casteller Ring auf dem Schwanberg teilnehmen.

Anfragen wegen der Teilnahme werden gerne unter der Telefonnummer 09323-32250 entgegengenommen – montags bis freitags von 8.30 bis 10.30 Uhr.

e-Mail: respiratio@schwanberg.de.